



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Familie Humboldt

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Kursus eine Reihe wertvoller politischer Gedanken und geschichtlicher Eindrücke mit ins Leben nehmen. Die Einwendung, daß eine solche Einrichtung dem wissenschaftlichen Geiste des Universitätsstudiums widerspräche, kann ich durchaus nicht gelten lassen. Man hält fast an allen medizinischen Fakultäten drei- bis sechswöchentliche Kurse über die verschiedensten Materien, und man hört, daß gerade diese als wertvoll angesehen werden. Sollte die Wissenschaftlichkeit von der Dauer und der Stundenzahl der Vorlesungen abhängen?



## Die familie Humboldt



aß aus Familienbriefen und Tagebuchblättern wesentlich neues über Wilhelm von Humboldt ans Licht kommen würde, dessen Bild schon jetzt als das des Inbegriffs der höchsten geistigen Potenz unter den Zeitgenossen Goethes und Schillers feststand, war nicht zu erwarten. Um so angenehmer fühlte man sich enttäuscht durch das Lebensbild seiner Tochter Gabriele, das, aus den Familienpapieren Wilhelm von Humboldts und seiner Kinder zusammengestellt, in der Mittlersehen Buchhandlung in Berlin erschienen ist. \*) Es wird hier eine große Anzahl kleiner Züge mitgeteilt, die dazu beitragen, sein Bild zu beleben und ihn uns menschlich näher zu bringen.

Von dem Verkehr mit ihm im allgemeinen schreibt seine Tochter: „Man versteht nicht immer das, wovon gerade die Rede ist, weil es einen einzelnen Zweig des Wissens betrifft, allein immer ist etwas allgemeines mit berührt, was Stoff zum Denken giebt, und wenig Menschen üben daher solch einen wohlthuernden Einfluß aus wie er.“ Bewunderungswürdig erscheint er auch durch die Gleichmäßigkeit seiner Stimmung. Als er durch Hardenbergs Intriguen aus dem Ministerium gedrängt ist, und ganz Berlin von nichts als von seiner Entlassung spricht, ist er „liebenswürdiger als je, und froh, sich in der lange entbehrten Freiheit nach seinem Gefallen beschäftigen zu können.“ Seine erste Beschäftigung ist, seine Bücher zu ordnen, und beim Frühstück, mittags und abends hält er Frau und Kinder mit seinen witzigen Einfällen in stetem Lachen. Gegen das Ende seines Lebens bittet er, ihm von Zeit zu Zeit, aber ganz nach Belieben, ein Paket Zeitungen nach Tegel zu schicken: „An den Buchstaben darin liegt mir nichts, aber als Löschpapier und zum Einpacken habe ich sie doch gern.“ Besonders thut ihm die Einsamkeit wohl;

\*) Gabriele von Bülow, [die] Tochter Wilhelm von Humboldts. Ein Lebensbild. Aus den Familienpapieren Wilhelm von Humboldts und seiner Kinder. Berlin, G. S. Mittler und Sohn.

in Gastein ist er „in der göttlichsten Laune, weil auch nicht ein Mensch von wirklichen Bekannten hier ist; er möchte, sagt er, daß wenn ein Tag um ist, derselbe wieder anfangen.“ Für den Verkehr mit Leuten, zu denen man kein Verhältnis gewinnen kann, hat er den Grundsatz: lieber gleich zu Anfang grob, denn einmal wird mans doch. Sein Humor verließ ihn auch dann nicht, als sich die Gebrechen vorzeitigen Alters schwer bei ihm bemerkbar machten. Als schon alle kleinen Verrichtungen des täglichen Lebens „sechsmal so lange als sonst dauern,“ schreibt er: „Ich befinde mich sehr wohl, und wenn ich einen Knopf langsam zuknöpfen, so denke ich dabei an viele Dinge. Zum Glück braucht man zum Denken keine Hände, und in Gedanken, die mich beschäftigen und mich, wenn auch in Wehmut, glücklich machen, lebe ich mehr als je.“

Sein ganzes Herz gehört seiner Frau, Karoline von Dachröden, von der er sagt: „Ich kann gewiß mit Unparteilichkeit behaupten, daß sich nie vielleicht eine allgemeine Form in einem einzelnen so rein und vollkommen ausgesprochen hat als deutsche Weiblichkeit in dir.“ Das Geheimnis des höhern ehelichen Glückes beruht für ihn darauf, „daß man es versteht, einander gegenseitig die innere Freiheit des Gemütes zu erhalten und zu beleben, und sich gerade dadurch immer enger an einander schließt.“ Er rühmt von seiner Frau „den höchsten und freiesten Aufschwung der innern Empfindung und die größte Einfachheit und Natürlichkeit da, wo der Mensch die Außenwelt berührt.“

Wunderbar ist es, wie dieser starke männliche Geist das Leben der Frauen für so viel höher und edler hält, als das der Männer: „sie knüpfen einfach die stärksten und zartesten Fäden des Lebens zusammen, und weiter kann es der Mann doch auch mit allen seinen Umwegen nicht bringen, er gelangt aber nur selten dahin.“ So zieht er denn überhaupt die Töchter den Söhnen vor: „Ich bin nun überhaupt unendlich mehr für die Töchter, man möchte noch so viele haben. Auf das Fortbestehen des Namens habe ich nie Wert gesetzt, mich gerade in einem Sohne wiederzufinden, hat mich auch nicht ge reizt, aber eine Tochter ist ein unendlich beglückendes Wesen. Man kann so ganz mit ihr fühlen und findet sich wieder von ihr begegnet.“ So hatte er denn auch immer Zeit, sich mit seinen Enkeln abzugeben, zumal da ihn Tagesneuigkeiten wenig kümmerten und er nie eine Zeitung las, da er meinte, „das wichtige erfahre man auch so, und das übrige könne man sich schenken.“ Dafür verfolgte er mit dem größten Interesse den Sieg des Deutschen über das Englische bei den in London aufgewachsenen Kindern, die ihm nach einiger Zeit gestanden: „Ich verstehe du — du verstehst ich.“

Leicht nahm sein stets reflektirender Geist das Leben nicht; von sich selbst konnte er daher gewiß mit Recht sagen: „Es begegnet dem Menschen selten etwas, ehe es sich nicht in seinem Innern vorher bewegt hat.“ So hat denn auch für ihn das Wort seine Berechtigung: „Es ist überhaupt immer meine Lebensansicht gewesen, daß es weit weniger darauf ankommt, welche Schicksale

und Lagen der Mensch hat, als darauf, daß er jede wahrhaft in sein inneres und äußeres Leben verwebt.“ So versteht man es, daß er in Gastein immer dieselben Wege zum Spaziergang benutzt: „Ich hänge so ungestörter meinen Ideen nach, und jeder Baum, jeder Berg wird einem lieber, den man täglich wiederfieht. Ich habe immer das Alte mehr als das Neue, die Erinnerung an Vergangnes mehr als die Beschäftigung mit der Zukunft geliebt, und jetzt ist das zehnfach stärker in mir.“

Das rührendste an dem unvergleichlichen Gemälde von mannichfaltigstem Familienglück und Familienschmerz ist Humboldts Verhältnis zum Tode. Seit er zwei Kinder an der Cestiuspyramide begraben hat, weilen seine Gedanken unaufhörlich im Jenseits, und gar seit dem Tode seiner Frau ist sein inneres Leben mit nichts mehr beschäftigt, als mit der Hoffnung des Wiederschens nach dem Tode. So schreibt er im Jahre 1832: „Daß man den Gedanken an geliebte Verstorbne so gar an keinen Ort heften kann, bewegt mich oft so schmerzlich. Das Grab vermehrt nur die Sehnsucht, weil es auf die Vergangenheit und die Erde zurückweist. In andern Momenten ist es aber ein beruhigender Gedanke, sich die Abgeschiednen nicht so an einem bestimmten fernen Ort denken zu müssen. Man ist nicht so gewiß und bestimmt von ihnen getrennt. Ihr Odem kann uns umgeben; da die Arten des Daseins so vielfach sein können, so mag ihnen eins zuteil werden, für das Nähe und Ferne verschwinden.“

Gefühle, denen die eben angeführten Worte entsprechen, ziehen sich durch alles, was in dem Buche von ihm berichtet wird: überall zeigt er die reinste Liebe und unwandelbare Treue, und zwar mit einer Weichheit der Empfindung, neben der man die haarscharfe Verstandeskälte und die eisige Fronie, die ihn nach andern Berichten in diplomatischen Geschäften, besonders auf dem Wiener Kongreß ausgezeichnet haben, mit Genugthuung als die Waffe gewahrt, die an dem entgegengesetzten Pole seines innern Lebens gegen Lüge und Falschheit bereit lag. Man möchte förmlich bedauern, daß Talleyrand die Worte nicht gelesen hat, die er im Jahre 1829 in der Erinnerung an seine Frau schreibt: „Der Wehmut kann und soll man nicht wehren, aber sie ist kein Leiden zu nennen, sie ist süß und giebt dem in sich gefehrten Gemüt ein stillbeglückendes Gefühl. Was ich dir da sage, nehme ich aus meiner eignen Stimmung. Wie ich auch überall sie vermisse, und wie schmerzlich mich auch sehr oft diese Sehnsucht bewegt, so führt doch dies stille Leben wehmütiger Erinnerung, das uns hier in großer Einsamkeit hinfleßt, auch eine große Süßigkeit mit sich. Ich bin in mir gewiß, daß es so fortdauern wird, und möchte es mit keinem andern vertauschen.“ Freilich würde Talleyrand den Mann, den er von seinem Standpunkte elendester diplomatischer Gaunerei aus auch damals nicht zu beurteilen vermochte, als er in ihm nur einen eingefleischten Sophisten sah, auch hier nicht verstanden haben; für seinesgleichen ist eine

Verbindung von Verstand und Gemüt, wie sie bei Humboldt zur Erscheinung kam, unfaßbar. Während er sich bemühte, die Ausdehnung der Geisteskräfte abzumessen, die Humboldt ihm gegenüber entfaltete, konnte er nicht bemerken, in welche Fernen ihm das innere und eigentliche Wesen eines Mannes ent- schwand, der dem Erzverräter gegenüber die Waffen zeigte, mit denen er sein besseres Selbst verteidigte.

Wilhelms Bruder Alexander erscheint in dem Buche als liebevoller Onkel und unererschöpflich anregender und geistreicher Erzähler. Für die Naturforschergesellschaft trifft er im Jahre 1828 weitläufige Einrichtungen und empfängt — und beantwortet! — mehr als sechzig Briefe von Gelehrten, die ihn bitten, ihnen Betten ohne Wanzen zu besorgen. Im Jahre 1839 ist er an der königlichen Tafel „Trappenbraten, eine Art fliegendes Rindfleisch,“ und muß sich, als er für seine Richte Platz im Schlosse zu verschaffen sucht, um die Feierlichkeiten bei der Beisetzung Friedrich Wilhelms III. anzusehen, die Antwort gefallen lassen: „Es is nicht, Alterchen, und wenn Sie ne kleine Excellenz wären!“

Von Friedrich Wilhelm IV. wird ein Brief mitgeteilt, der seinem Herzen alle Ehre macht. Humboldts Schwiegersohn hatte aus Gesundheitsrücksichten seinen Abschied erbeten, der König bittet ihn, vorläufig noch nicht definitiv zu beschließen, und sagt am Schlusse seines Schreibens: „Ich bitte Sie, nehmen Sie es nur recht ernst mit Ihrer Gesundheit, und macht Ihnen das Mühe, so denken Sie, Sie arbeiten für meinen Dienst.“

Das Leben der beiden Töchter Adelheid und Gabriele, von denen die eine mit dem spätern General von Hedemann, die andre mit dem Legationsrat von Bülow vermählt war, spielt sich von der frühesten Kindheit an vor unsern Augen ab. Erzogen von einer Mutter, der die jüngere Tochter offenbar aus der Seele spricht, wenn sie jene Zeiten glücklich preist, in denen man „Stützen, die moderne Abhilfe einer modernen Schwäche ebenso wenig kannte, wie die schreckliche Erfindung der Kindergärtnerinnen, unter deren Leitung unsre armen Kinder heute sogar das Spielen methodisch lernen müssen,“ bewahrten sie sich in ihrem ganzen Leben eine Unbefangenheit des Denkens und Handelns, die in dem Briefwechsel zu wahrhaft erfrischem Ausdruck kommt. Als kleines Kind erzählt Adelheid von ihrem Balkon in Marino den Kindern der Nachbarschaft, sie habe einen Mann und sechs Kinder, und wird wütend, als die — allerdings wegen ihrer Ungezogenheit bekannte — Straßenjugend des Städtchens ihr nicht glauben will. Als sie ein sehr wenig heiliger Mann aus dem Gefolge des bei Castel Gandolfo spazieren gehenden Papstes fragt, warum sie vor dem Papste hinkniee, da sie doch nicht an ihn glaube, antwortet sie zum Gelächter der Anwesenden: „Ich glaube an ihn, ihr aber nicht!“

Die jüngere Schwester bezauberte vom frühesten Alter an alle Welt. Als sie dem alten Blücher einen Blumenstrauß überreichte, drohte er, „die Kleine Grenzboten II 1893

zu entführen, meine Frau is so so alleene, da gäb es doch was niedliches im Hause, die schwarzen Dgen muß sie aber helle waschen, das ist Tagesbefehl.“ Als ihr Gemahl, Heinrich von Bülow, preußischer Gesandter in London geworden ist, wird sie mit einem Schlage in die große Welt versetzt und erwirbt schnell die Zuneigung und Achtung des englischen Hofes und der gesamten Hofgesellschaft. Aber auch als „Gesandtenweib,“ wie ihre Schwester sie stets nennt, ändert sie nichts in ihren Anschauungen: ihren Kindern gegenüber ist sie stets, trotz aller Ansprüche des aufregenden Londoner Lebens, die liebevollste Mutter, sodaß man dem ganzen Buche das Wort des Talmud, das Wilhelm von Humboldt zitiert, voransetzen könnte: „Der nur findet süß den Ton der Flöte oder der Zimbel, der nie das Geschwäg der Kinder gehört hat,“ und der Welt gegenüber zeigt sie ein eigentümliches Gemisch von Weltklugheit und Leichtlebigkeit, dem gegenüber auch der steifste Engländer machtlos war.

Als ihre Kinderfrau in London für das kleinste Kind ein seidnes Kleid als drawing-room dress verlangt, und zwar einerseits um nicht „den Spleen zu bekommen“ und andererseits „als Zeichen meiner Zufriedenheit mit ihr,“ giebt sie ihr ruhig nach, ohne freilich den Wunsch zu unterdrücken, doch noch einmal nach „einem andern, in den Moden vernünftigeren Ort als London“ zu kommen. Die englischen nurses bedürfen, klagt sie, mehr Bedienung als das Gesandtenweib. Sie stopft in London Strümpfe, aber im Versteck und mit klopfendem Herzen, aus Furcht, dabei entdeckt zu werden; „denn die Leute hätten allen Respekt verloren und mich obendrein für eine Heidin gehalten, da ich am Sonntag arbeitete.“ Mit der Dienerschaft darf sie nicht sprechen, denn die house-keeper ist ihr Sprachorgan. Solchen echt englischen Zuständen verdankt sie auch manchmal eine Überraschung: „So begegnete ich neulich oben dem Küchenmädchen, die zwar schon seit einem Jahre oder länger hier ist, die mein Auge aber noch nicht erblickt hatte, und die so wunderhübsch ist, daß ich nur gewünscht hätte, sie wäre nicht so erschrocken gewesen, damit ich sie länger hätte ansehen können; aber sie floh wie ein Reh, da sie sich in den obern Regionen eigentlich gar nicht sehen lassen darf. Ich wollte, sie könnte mir aus ihrer Unterwelt herauf etwas von ihrem schönen Teint abgeben.“ Vor allem erleichtert ihr die Güte ihres Herzens ihre Stellung gegen das Heer von Dienern und Dienerinnen, die „so gewohnt sind, wie Maschinen behandelt zu werden, daß die geringste Äußerung und Bezeugung, daß man sie nicht für solche hält, in ihnen unendliche Freude und Dankbarkeit erregt.“ Als sie einem zu einer bessern Stellung abgehenden Hausmädchen einige freundliche Worte mit auf den Weg gab, war diese „so gerührt, daß sie weinte — noch dazu ist sie ein Koloss an Größe und Stärke — und ihre Nührung gleich dem ganzen Hause mitteilte.“

Die merkwürdigste Gestalt des Londoner Kleinlebens, das sie mit scharfem Blick verfolgt, ist der Koch, der in Verzweiflung ist, weil seiner Gebieterin, da

sie nicht mitspeisen kann, ein schöner Hase entgeht, den er für sie aufgehoben hatte, der alle Morgen „den Küchenzettel feierlich in der dritten Position mit einer tadellosen Verbeugung übergiebt“ und außerhalb des Hauses zu Fuß, zu Pferde oder im Kabriolet stets im elegantesten Anzug zu sehen ist. Schließlich „schwang er sich zum Opernsänger auf, und Bülow's hatten einige Jahre später die Überraschung, ihn mit vielem Erfolg auftreten zu sehen und von der Bühne her eine besondere Verbeugung zu erhalten, die an Feierlichkeit der ehemaligen bei Überreichung des Küchenzettels nicht nachstand.“

Unwiderstehlich komisch ist die Geschichte von Humboldts Porträtierung durch Sir Thomas Lawrence. Er hatte den Kopf so weit vollendet, als er überhaupt seine Bilder zu vollenden pflegte. Nun befand sich aber der Kopf auf einem Körper, der unendlich viel größer war als Humboldt, und „Bülow will darin das Bild Lord Liverpools erkennen, behauptet wenigstens, ein Porträt von diesem in solchem braunen Rock zu kennen, und es ist sehr zu glauben, daß dies eine Kopie werden sollte, die man nachher vom Porträt des abgesetzten Ministers nicht mehr hat machen wollen. Daß hier nun zwei tote Minister über einander haufen müssen, ist komisch.“

Ihr richtiges Urteil und ihre gesunde Menschenkenntnis bewahrt sich Gabriele überall. Talleyrand ist ihr „eine widerwärtige Figur, die einen jedesmal von neuem wieder verwundert und mir sozusagen eine Art von Übelkeit erregt.“ Man sieht ihn nach diesen wenigen Worten ordentlich hereintreten, wie er, um die Schilderung eines andern Beobachters hinzuzufügen, „seinen unförmlichen, seitwärts etwas verschobnen Oberkörper auf zwei lahmen Füßen in den Salon schleppt. In seinem zusammengeschrumpften, erdfarbenen Gesichte lagen zwei kleine, nichts sagende Augen. Überaus ekelhaft zeigte sich der zahnlose, breitgeschlitzte Mund. Beim Diner legte er seinem rasenden Appetit durchaus keinen Zwang an und verschlang, was ihm vorkam. Er griff mit der Hand in die Schüssel und drehte eine eingemachte Pflaume in der Sauce herum, ehe er sie mit den dürren Fingern in den Mund beförderte. In den kurzen Pausen zwischen den Gerichten trug er die erklärteste Langesweile zur Schau; er sprach fast kein Wort, gähnte aber mehrmals mit einer Art von Geblöf.“

Frau von Bülow überlebte ihren Gemahl, der den Anstrengungen seines Gesandtenpostens und des später von ihm verwalteten Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten nicht gewachsen war und im Jahre 1846 starb, sowie ihre sämtlichen Geschwister; sie hatte den Schmerz, die Bibliothek ihres Onkels Alexander und alles ihm sonst gehörige an den Kammerdiener Seyffert fallen und die Freude, die Denkmäler der Brüder vor der Universität enthüllen zu sehen. Von dem Inhalte des Buches ihres Lebens — denn als solches kann man das vorliegende bezeichnen — haben wir hier nur eine schwache Vorstellung geben können. In ihrer Jugend erlebte sie es, daß für

die in Rom gestorbne Königin von Spanien bis zu ihrer Beisetzung in St. Peter im Palaste Barberini täglich gefocht und angespannt wurde, und im Alter trat ihr die hausbackenste Berliner Wirklichkeit nahe, wenn die Jose ihrer Tochter Gabriele zu dieser sagte: „Ach Totte doch, Fräulein Sabrijelchen, Herr von Loën ist doch jar zu löblich, und der älteste Herr von Loën ist ein rechter Menschenfreund, und der jüngste hat eine jar zu schöne Bassstimme. Ach Totte doch, das Wetter ist so schlecht, die Wäsche sieht so betrübt aus.“

Aus der Zahl der bedeutenden Männer, die ihrem Leben nahe traten — ein gutes Sachregister giebt darüber erwünschte Auskunft —, führen wir nur noch Raoul Rochette an, dem Alexander von Humboldt in Tegel mehrere Antiken zeigen wollte, die sich Frau von Hedemann aus Mangel an Raum und um für Einquartierung Platz zu schaffen, in einem ihrer nicht sehr würdigen Raum provisorisch unterzubringen genötigt gesehen hatte. Die reizende Schilderung möge man in dem Buche selbst nachlesen.

Das ganze Buch ist mit eben so viel Geschick als Sachkunde redigirt; nur S. 132 läßt Friederike Brun (deren „Römischem Leben“ hier ein Brief entnommen ist) Frau von Bülow bei der Marguerita statt bei der Margutta vorbei auf den Pincio hinauffahren.



## Bilder aus dem Westen

Don E. Below

### 4. Auf dem Weltfleischmarkt



aum, Ellenbogenweite, Bewegungsfreiheit — damit ist es leicht, neue Welten, neue Reiche und neue Gesellschaftsordnungen zu gründen. Das waren so die letzten Worte des Doktors, als ich ihn verließ und daran mußte ich den nächsten Tag bei der Besichtigung des großartigen Weltfleischmarktes von Kansas City wieder lebhaft denken.

Der Berliner Zentralviehhof ist ja ein Muster von vorschriftsmäßiger Ordnung und Reinlichkeit gegenüber den Stock-yards von Kansas City; die hübschen wohlgeordneten Straßen des Berliner Viehhofs, wo die einzelnen Fleischer ihr Vieh abliefern und abholen, die reinlichen Wartesäle der zu schlachtenden Schweine, Schafe und Kinder stellen ja alles derartige in Amerika in den Schatten, wo Angebot und Nachfrage kein Warten erlauben und